

# Für eine perzeptive Varietätenlinguistik

Thomas KREFELD (München)/  
Elissa PUSTKA (München/Paris)

## 1. *Einleitung: Der Sprecher kann mitreden*

Sprechen und Hören sind – ebenso wie Schreiben und Lesen – zwei Seiten derselben kommunikativen Medaille: Jeder Sprecher hört sich selbst reden, und das Schreiben wird unweigerlich vom Sich-Selbst-Lesen begleitet. Nicht wenigen Hörern und vielen Lesern sieht man (an ihren Lippenbewegungen) sogar an, dass sie beim Hören bzw. Lesen gewissermaßen lautlos mitreden. Dennoch wurde die Beschreibung der Sprachproduktion durch die Linguistik empirisch und theoretisch immer und nicht selten einseitig bevorzugt. Die Vernachlässigung der Perzeption gehört somit zu den wissenschaftsgeschichtlichen Merkwürdigkeiten unserer Disziplin.

Dies gilt selbst für die Beschreibung der lautlichen Organisation der Sprache. Auditiv basierte Ansätze, zum Beispiel in der Phonologie Jakobsons (seit Jakobson/Fant/Halle 1952), haben sich nie wirklich zu emanzipieren vermocht, obwohl schon der Schlüsselbegriff der strukturalistischen Phonologie, der Begriff der *Distinktivität*, im Grunde perzeptiv fundiert ist. Allein die Nachbardisziplin Phonetik hat dies experimentell nachvollzogen – und sogar eine ganze Teildisziplin, die *perzeptive Phonetik*, begründet (z.B. Pisoni/Remez 2005). Immerhin zeichnet sich seit der so genannten ‘kognitiven Wende’ vor allem in der Semantik, aber auch in der Grammatiktheorie ein Wandel ab: Die kognitive Linguistik basiert in der Tat geradezu auf der *Wahrnehmungspsychologie* (vgl. z.B. Geeraerts/Cuyckens 2007).

Immer noch gravierend ist die Ausblendung der Sprachwahrnehmung dagegen in der Varietätenlinguistik. Daran ändert auch die Tradition der so genannten ‘perzeptiven’ Dialektologie nichts, da diese sich bei näherem Hinsehen als weniger perzeptionsbasiert herausstellt als es ihr Name andeutet. Als Pionierarbeiten können die in den 1930er Jahren erstellten *mental maps* der Niederlande gelten (Rensink 1955), denen entsprechende Karten von Japan folgten (Grootaers 1959). In den 1980er Jahren entstand dann in den USA um Dennis Preston eine Forschungsrichtung, die sich *Folk Dialectology* (Preston/Nied-

zielski 2000) oder *Perceptual Dialectology* (Preston 1982, Preston 1999, Long/Preston 2002) nennt; dieser Ansatz wird in der germanistischen Raumlinguistik inzwischen konsequent ausgebaut (Lameli 2009). Im Bereich der Romania wurde die *Perceptual Dialectology* insbesondere in Italien stark rezipiert (vgl. z.B. Canobbio/Iannàccaro 2000, Cini/Regis 2002, D'Agostino 2002). Neuerdings lässt sich auch ein wachsendes Interesse für entsprechende Fragestellungen in Bezug auf das Französische feststellen (vgl. z.B. Armstrong/Boughton 1998, Kuiper 1999, Woehrling/Boula de Mareüil 2006, Achard-Bayle/Paveau 2008) und auch die Hispanistik beginnt, sich dem Thema anzunehmen (vgl. z.B. Boomershine 2006, Díaz-Campos/Navarro-Galisteo 2009). Trotz einer Vielzahl empirischer Arbeiten fehlt dieser linguistischen Teildisziplin jedoch der theoretische Überbau, vor allem eine genaue Bestimmung ihres Forschungsgegenstandes sowie explizite Definitionen ihrer Schlüsselbegriffe, insbesondere des zentralen und namengebenden Begriffs der 'Perzeption'. Zudem beschränken sich die meisten bisherigen Studien auf die Diatopik und vernachlässigen nicht nur die übrigen Dimensionen der sprachlichen Variation, sondern auch die Beziehungen zwischen ihnen.

Wir möchten daher die existierenden Ansätze zu einer umfassenden *perzeptiven Varietätenlinguistik*<sup>1</sup> ausbauen. Insofern ist der Titel dieses Bandes durchaus programmatisch gemeint. Dazu soll im Rahmen dieses einleitenden Kapitels zunächst einmal geklärt werden, was der Gegenstand dieser Forschungsrichtung ist (Abschnitt 2). Im Anschluss daran wird die Bedeutung der Perzeption für die Varietätenlinguistik romanistischer Tradition erörtert (Abschnitt 3).

## 2. *Perzeption*

Zum Sprachwissen der Menschen, dessen Erforschung sich die moderne Linguistik zum Ziel gesetzt hat, gehört neben dem sprachlichen Wissen im engeren Sinne, d.h. der Kompetenz, (eine) Sprache sprechen (und verstehen) zu können (Chomsky 1965), auch das Wissen der Sprecher über Sprachen und Varie-

---

<sup>1</sup> Vorausgesetzt wird dabei die an anderer Stelle (vgl. Krefeld 2007, 2008, 2009) näher ausgeführte Fundierung der Varietätenlinguistik im kommunikativen Raum. Der Begriff der *perzeptiven Varietätenlinguistik* wurde erstmals von Krefeld 2005 verwendet.

täten (vgl. Abb.1). Letzteres wird häufig auch als *Sprachbewusstsein* (Gauger 1976) bezeichnet – ungeachtet der Tatsache, dass ein Teil dieses Wissens den Sprechern gerade nicht bewusst ist<sup>2</sup> – oder auch als *metasprachliches Wissen* (Berruto 2002), obwohl zum Metasprachlichen eigentlich auch das Wissen über die interne Struktur der Sprache gehört (z.B. Aussagen wie „*Baum* ist ein Substantiv.“). In Anlehnung an die psychologische Terminologie verwenden wir im Folgenden für die „Organisationsform des individuellen Wissens“ (Dorsch <sup>15</sup>2009, 853) und dessen Veränderungen den Begriff der *Repräsentation* (Gueunier 1997), der auch in den sprachwissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit der Struktur der Sprache beschäftigen, üblich ist.<sup>3</sup>

Gleichzeitig wird aber auch der langen sozialwissenschaftlichen Tradition des Begriffs Rechnung getragen, die mindestens auf Émile Durkheim (1898) zurückführt werden kann, und durch Pierre Bourdieu sehr nachdrücklich wieder aufgegriffen wurde:

La théorie la plus résolument objectiviste doit intégrer la représentation que les agents se font du monde social et, plus précisément, la contribution qu'ils apportent à la construction de la vision du monde, et, par là, à la construction même de ce monde, à travers le travail de représentation (à tous sens du terme) qu'ils ne cessent d'accomplir pour imposer leur vision du monde ou la vision de leur propre position dans ce monde, de leur identité sociale. (Bourdieu 2001, 300)

Auch Bourdieu fundiert seinen Begriff der Repräsentation in der Wahrnehmung des sozialen Raums.<sup>4</sup> Es liegt daher nahe, analog zu den phonologischen, syntaktischen und semantischen Repräsentationen, die sowohl sprachliche Realisierungen hervorbringen ('Produktion' in Abb. 1), als auch deren Verständnis ermöglichen, die Existenz sprach(en)- und varietätenbezogener Repräsentationen zu postulieren. Diese fließen ebenfalls in die Realisierungen

<sup>2</sup> Culioli 1968 unterscheidet deshalb zwischen den bewussten *représentations métalinguistiques* und den unbewussten *représentations épilinguistiques*.

<sup>3</sup> Chomsky zufolge besteht sprachliches Wissen bzw. Kompetenz aus Regeln und Repräsentationen: „(...) each person knows his or her language (...) this *knowledge* is in part shared among us and *represented* somehow in our minds (...)“ (Chomsky [1980] 2005, 5; Hervorhebungen Th.K./E.P.); „I am assuming grammatical *competence* to be a system of *rules* that generate and relate certain *mental representations* including in particular representations of form and meaning (...)“ (Chomsky [1980] 2005, 90; Hervorhebungen Th.K./E.P.).

<sup>4</sup> Vgl. das Kapitel „La perception du monde social et la lutte politique“ in Bourdieu 2001, 300-313.

ein und ermöglichen die Wahrnehmung der diasystematischen Markierung der entsprechenden Äußerungen. Über sie kann grundsätzlich auch gesprochen werden ('sprach[en]- und varietätenbezogene Äußerungen'), was für ihre Erforschung äußerst hilfreich ist. In Fällen, in denen die Sprecher die diasystematische Markierung nicht explizit verbalisieren können (oder wollen), ermöglichen es Imitationen und Karikaturen, auf die Repräsentationen zu schließen (vgl. dazu Gruber in diesem Band).

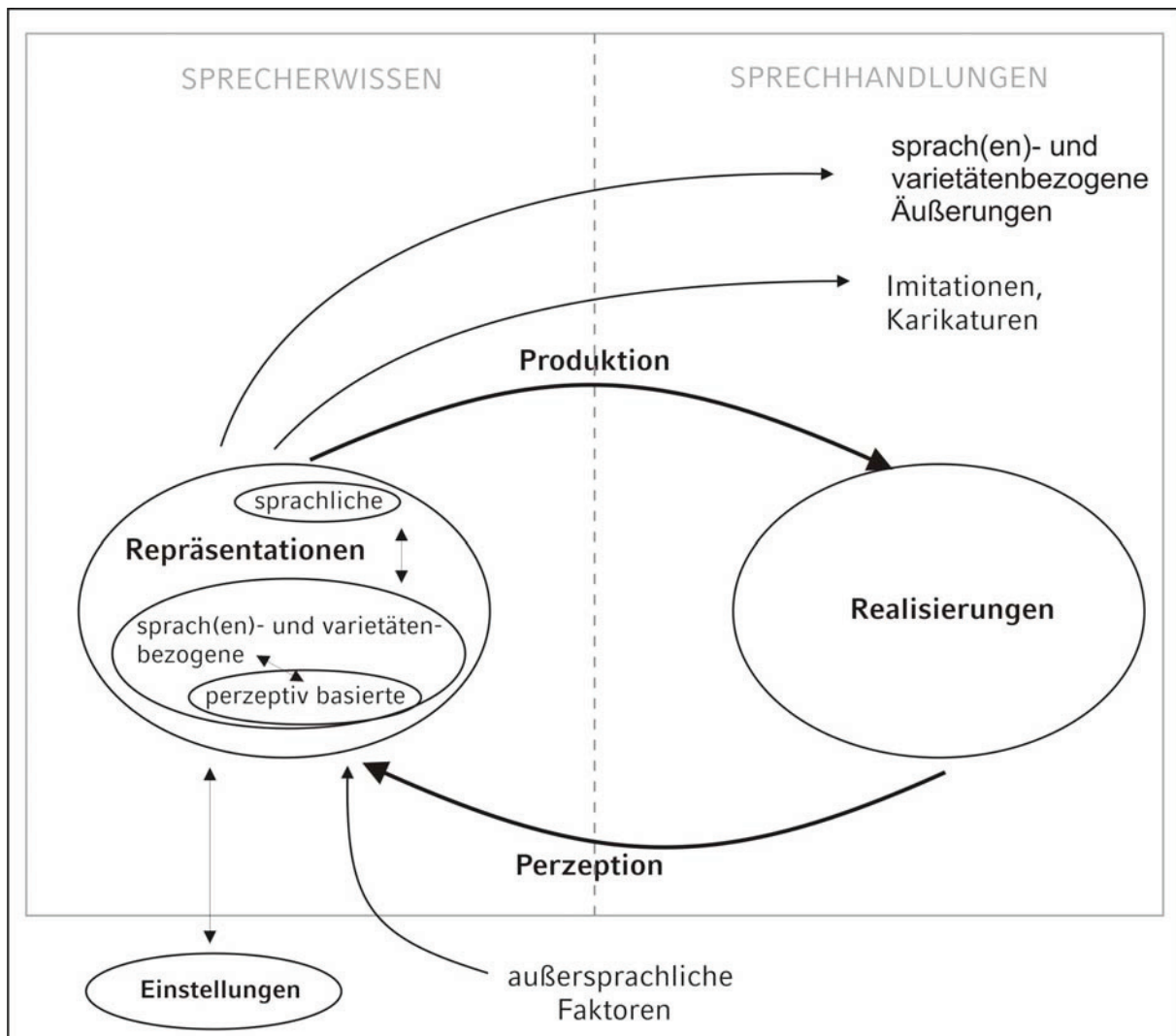


Abb. 1: Sprecherwissen und Sprechhandlungen<sup>5</sup>

Ein Teil dieser Repräsentationen ist jedoch außersprachlich motiviert<sup>6</sup> und muss als 'pseudo-sprachliches Wissen' entlarvt wer-

<sup>5</sup> Diese inzwischen leicht modifizierte Abbildung geht auf Pustka 2007 zurück (vgl. auch Pustka 2008 und Postlep 2008).

<sup>6</sup> Vermutlich existieren auch außersprachlich motivierte Unterschiede in Bezug auf den Umfang des Wissens über Sprache(n) und Varietäten. Es



den. So stellen sich beispielsweise Pariser Sprecher unterschiedliche Akzente im Zentralmassif und der Auvergne einerseits und den südlicheren Gegenden Gascogne, Languedoc und Provence andererseits vor (Kuiper 1999)<sup>7</sup>, obwohl sie diese, wenn man sie mit realen Sprachdaten konfrontiert, gleichsetzen (Pustka, in diesem Band). Außerdem können sich Repräsentationen auf einen veralteten Stand der Produktion beziehen. Pariser halten etwa die Aussprache des /r/ als apikalen Trill [r] für ein typisches Merkmal des Südfranzösischen, auch wenn dieser nur noch von den ältesten Sprechern in ländlichen Gegenden realisiert wird (Pustka 2007). Da sich aber auch diese Repräsentationen auf sprachliches Verhalten auswirken können, sind sie gleichwohl von sprachwissenschaftlichem Interesse (vgl. Matranga in diesem Band) – zumal sich in der Regel erst bei der Analyse herausstellt, ob es sich um sprachlich oder außersprachlich basiertes Wissen handelt.

Von zentralem Interesse für die Sprachwissenschaft sind jedoch jene sprach(en)- und varietätenbezogenen Repräsentationen, die auf der konkreten Wahrnehmung sprachlicher Realisierungen basieren: die perzeptiv basierten Repräsentationen (vgl. Abb. 1). Der Ausdruck *Perzeption* ('Wahrnehmung') wird in der bisherigen Forschung allerdings leider inflationär gebraucht und nicht systematisch von dem der *Repräsentation* unterschieden. Dennis Preston selbst schreibt explizit, dass er die Ausdrücke *folk* und *perceptual* synonym verwendet:

The term *perceptual dialectology* in relation to these studies was first used, so far as I know, in Preston (1981). If it were not for the common and unfortunate misunderstanding of *folk* as 'false' [wie in *folk etymology*; Th.K./E.P.], I would now prefer *folk dialectology*, and that use would make it clear that this initiative is but one of any number of subareas of investigation in 'folk linguistics'. (Preston 1999: xxxix)

In diesem Sinne nennt er durch Sprecher gezeichnete Dialektkarten (die ihren *mental maps* entsprechen sollen) „folk perceptions of space“ (Preston 1989: 14; vgl. auch „perceptual mapping“,

---

ist beispielsweise zu erwarten, dass sich die Sprecher in stärker regionalistisch geprägten Ländern wie Italien besser mit der diatopischen Variation auskennen als in zentralistischen Ländern wie Frankreich.

<sup>7</sup> Während der äußerste Süden Frankreichs mit Sonne, Strand und Urlaub assoziiert wird, und insofern der dort verortete Akzent positiv konnotiert ist (vgl. Pustka, in diesem Band), wird die Auvergne mit rückständigen Agrarregionen, Landflucht und in Paris lebenden Migranten verbunden, und der mit ihr assoziierte Akzent ruft entsprechend negative Konnotationen hervor (Kuiper 1999).

Kuiper 1999; Hervorhebungen Th.K/E.P.), obwohl die Informanten bei diesem Versuchsdesign überhaupt nicht mit Sprachproduktionsdaten konfrontiert werden, also genau genommen überhaupt nichts *wahrnehmen*. Dementsprechend stellt man auch beim Lesen der beiden Bände des *Handbook of Perceptual Dialectology* (Preston 1999, Long/Preston 2002) enttäuscht fest, dass kaum ein Artikel auf einer im strengen Sinne perzeptiven Untersuchung basiert. Analog dazu verweist die Bibliographie zur *dialettologia percettiva* von Canobbio/Iannàccaro 2000 auf zahlreiche Studien zum Sprachbewusstsein, die keineswegs perzeptiv fundiert sind.

Auch der vorliegende Band vereint nicht ausschließlich perzeptive Arbeiten – offenkundig ist (oder: war) diese Forschungsrichtung im Bereich der deutschsprachigen Romanistik noch nicht stark genug etabliert, um eine kritische Menge an Studien zu versammeln. Nur der erste Teil des Buches enthält Untersuchungen, die zumindest zum Teil perzeptiv basiert sind, der zweite Teil behandelt ‘lediglich’ Repräsentationen und Einstellungen.

Der Titel dieses Bandes ist also programmatisch gedacht und wir möchten gleich zu Beginn den Begriff der ‘Perzeption’ scharf von dem der ‘Repräsentation’ abgrenzen (vgl. dazu auch Abb. 1). Zwischen diesen beiden besteht nämlich insofern ein essentieller Unterschied, als die Perzeption dem Bereich des Sprechens in einer realen kommunikativen Situation (*parole*) angehört. Die Repräsentationen dagegen sind ein Teil des Sprachwissens (*langue*), weswegen sie auch unabhängig von konkreten Perzeptionen abgerufen werden können. Während die Perzeption also untrennbar von der Sprachproduktion ist, können Repräsentationen, wie bereits erwähnt, auch außersprachlich motiviert sein. Gegenstand einer perzeptiven Varietätenlinguistik im strengen Sinne sind nur die auf der aktuellen Perzeption basierenden Repräsentationen. Es handelt sich also um eine durchaus spezifische *Unterdisziplin* der *Folk Linguistics* (Preston/Niedzielski 2000) bzw. *Laienlinguistik* (Kabatek 1996).

Dabei muss selbstverständlich berücksichtigt werden, dass sich Perzeptionen und Repräsentationen gegenseitig beeinflussen (was die Pfeile in Abb. 1 andeuten). So basieren Repräsentationen u.a. auf Perzeptionen und werden durch diese auch ständig modifiziert; gleichzeitig wird die aktuelle Perzeption durch bereits vorhandene Repräsentationen gesteuert und gefiltert (vgl. dazu D’Agostino in diesem Band). So wird in Nordfrankreich etwa eine als von der Norm abweichend wahrgenommene Aussprache gern

als diatopisch kategorisiert, auch wenn sie gar nicht mit einer bestimmten geographischen Herkunft der Sprecher, sondern mit einer niedrigen sozialen Schicht korreliert (vgl. z.B. Hauchecorne/Ball 1997 zum 'Mythos' eines *accent du Havre* sowie Boughton in diesem Band).

So wie beim sprachlichen Wissen im engeren Sinne Schwankungen zwischen den individuellen Produktionsgrammatiken festgestellt werden können, so unterscheiden sich auch die sprach(en)- und varietätenbezogenen Repräsentationen von Individuum zu Individuum. Die größten Unterschiede gibt es vermutlich zwischen den Repräsentationen von *In-group*- und *Out-group*-Sprechern, d.h. zwischen Auto- und Heterorepräsentationen. So zeigt etwa Bellonie in seinem Beitrag (in diesem Band), dass Martiniquais und Guadeloupéens ihre jeweiligen Akzente unterscheiden, während man auf dem französischen Festland nur einen einzigen Antillenakzent kennt. Dementsprechend lassen sich auch Unterschiede zwischen Auto- und Hetero-*perzeptionen* dokumentieren: Guzmán (in diesem Band) belegt beispielsweise, dass Kubaner auf der einen Seite und Puerto Ricaner bzw. Dominikaner auf der anderen Seite ihren eigenen Akzent mit sehr viel größerer Treffsicherheit identifizieren als die jeweils anderen Akzente der Karibik.

Neben dem (kognitiven) Sprachwissen interessiert sich die *Folk Linguistics* auch für (affektive) Spracheinstellungen (vgl. Brade, in diesem Band). Dabei stellt sich insbesondere die Frage, welche Varianten prestigereich und welche stigmatisiert sind. Diese Einstellungen wirken entschieden beim „audio-monitoring“ (Labov 1972) mit, das Variation und Wandel der sprachlichen Repräsentationen im engeren Sinne beeinflusst.

Methodisch steht die perzeptive Varietätenlinguistik also vor demselben Paradox wie die sprachwissenschaftlichen Strukturdisziplinen: Empirisch erfassen kann man nur die aktuellen Sprechhandlungen von Individuen (*parole*), Gegenstand der Forschung ist aber eigentlich das virtuelle Sprachwissen von Gemeinschaften (*langue*). Dieses Problem stellt sich bei der Analyse des Wissens der Sprecher über ihre Sprache(n) und Varietäten genauso wie bei der des sprachlichen Wissens im engeren Sinne.

Um auf die Repräsentationen der Sprecher zu schließen, kann auf unterschiedliche Methoden zurückgegriffen werden (vgl. Preston 1999, Pustka 2007, Postlep 2008), die nicht als konkurrierend, sondern als sich ergänzend angesehen werden sollten: Befragungen, Beobachtungen, Analyse von Imitationen und

Karikaturen sowie Perzeptionsexperimente. Doch nur letztere konfrontieren die Sprecher-Hörer mit konkreten Produktionsdaten und ermöglichen es so, die perzeptiv basierten Repräsentationen zu identifizieren und so von den außersprachlich basierten zu trennen. Damit die im Experiment vorgegebenen Kategorien auch tatsächlich den mentalen Kategorien der Versuchspersonen entsprechen und keine Artefakte produziert werden, ist eine Voranalyse mit Hilfe der vorher genannten Methoden jedoch unabdingbar. Insofern kann und sollte die perzeptive Varietätenlinguistik nicht von der allgemeinen *Folk Linguistics* isoliert werden, da sie diese als unmittelbare Arbeitsgrundlage braucht.

### 3. *Varietätenlinguistik*

In der deutschsprachigen romanistischen Varietätenlinguistik werden traditionell drei oder vier Dimensionen der Variation angesetzt, nämlich die diatopische, die diastratische und die diaphasische Dimension sowie das Nähe-Distanz-Kontinuum (Flydal 1952, Coseriu 1988, Koch/Oesterreicher 1990, 2001, 2007). In diesem theoretischen Rahmen ist allerdings unklar, worauf sich die Dimensionen beziehen; man vergleiche die nonchalante Gleichsetzung von *markiert*, *bewertet* und *verwendet* im folgenden Passus:

So kann eine stark dialektal *markierte* Äußerung eines Sprechers als diastratisch niedrig *bewertet* werden; des weiteren kann ein an sich als diastratisch niedrig *markierter* Ausdruck von Sprechern ganz unterschiedlicher sozialer Herkunft in locker-informeller Situation (= diaphasisch niedrig) *verwendet* werden. (Koch/Oesterreicher 1990: 14; analog in Koch/Oesterreicher 2007: 38; Hervorhebung Th.K./E.P.)

Demzufolge entspräche ‘Markiertheit’ gleichzeitig der Kovariation von sprachlichen mit außersprachlichen Variablen (geographische und soziale Herkunft der Sprecher, Sprechsituation), wie sie im Rahmen der anglo-amerikanischen Soziolinguistik (Labov 1972) untersucht wird (‘verwendet’), sowie den Repräsentationen der Sprecher (‘kategorisiert’). Gadet 2003 zufolge handelt es sich ausschließlich um den zweiten Fall, d.h. die Kategorien der Varietätenlinguistik wären (im Gegensatz zu denen der Variationslinguistik) ausdrücklich nicht kovariationell definiert:

[...] elles [les dénominations en diatopie, diastratie et diaphasie; Th.K./E.P.] offrent des avantages par rapport aux termes régional, social et stylistique, plus répandues: distinguer entre les effets sociaux



dans la langue et le social, entre une manifestation linguistique et l'extra-linguistique [...]. (Gadet 2003: 15)

Vielmehr werden die Varietäten ausschließlich über Sprecherrepräsentationen bestimmt:

Les usagers prennent en compte la variation et se la présentent à travers des variétés, qu'ils ne nomment que rarement ainsi, français familier, populaire, canadien, des jeunes... sont plutôt des termes experts, ou de la reprise publique. C'est pourtant bien ces classifications ordinaires qu'épouse la notion de variété, donnée comme une évidence alors qu'il s'agit d'une idéalisation. Elle suppose que les traits variables convergent en un tout cohérent et contribuent à constituer des objets énumérables. Mais le découpage ainsi supposé ne résiste pas à l'observation des productions effectives, qui peuvent être souples, labiles, hétérogènes. (Gadet 2003: 14)

Auch Hambye/Simon 2004 gehen davon aus, dass die Korrelate der sprachwissenschaftlichen Varietäten in den Repräsentationen der Sprecher zu suchen sind:

We hypothesize that linguistic varieties are abstract models of speech and thus have the status of social constructs. This means that they constitute particular social representations (...), which the French sociolinguistic tradition calls 'représentations linguistiques' (...), and are thus part of the speaker's 'imaginaire linguistique' (...). (Hambye/Simon 2004, 399f.)

Auch die traditionelle romanistische Varietätenlinguistik ist also ungewollt perzeptiv basiert.

Grundsätzlich anders zu beurteilen ist allerdings die letzte, durch Söll 1974 inspirierte und von Koch/Oesterreicher 1990 eingeführte Varietätendimension 'Nähe' vs. 'Distanz'. Hier geht es nämlich nicht um *Markierungen* im Sinne spezifischer Repräsentationen, sondern um die unmarkierte Korrelation von außersprachlicher Situation und sprachlichen Varianten. Bei Nicht-Entsprechung, d.h. im *markierten* Fall, haben wir es gleich mit einer anderen Dimension zu tun: der Diaphasik.

Die Dogmatik des romanistischen Paradigmas verstellt jedoch den Blick auf ganz fundamentale Fragen, die in diesem Rahmen vielleicht auch nicht gestellt werden können. Sie betreffen einerseits, in methodischer Hinsicht, die Ermittlung und Spezifizierung von Markierungen und andererseits, in konzeptioneller Hinsicht, die Ableitung von Varietäten sowie den Status des 'Standards'.

Bereits auf einer ganz elementaren Ebene fehlt eine durchgängige Operationalisierung, wie denn konkreten sprachlichen Varianten spezifische Dia-Markierungen gemäß den genannten Dimensionen zuzuweisen seien. Weiterhin ist keineswegs

transparent, unter welchen Bedingungen ein Bündel von Varianten oder Merkmalen eine spezifische Varietät konstituiert. Wenn man sich fragt, warum entsprechende Vorschläge bislang nicht ernsthaft entwickelt wurden, stößt man u.a. schnell auf folgenden Grund: Der Varietätenlinguistik liegt (implizit) ein prototypisches Verständnis von Merkmalen und Varietäten zu Grunde, das sich an dem orientiert, was sich schon immer und gerade auch vor und außerhalb der Sprachwissenschaft als sprachliche Varietät *par excellence* aufdrängt, nämlich am Dialekt. In diesem speziellen Fall liegen relativ klare Kovariationen zwischen außersprachlichen und sprachlichen Variablen vor. Die diatopische Markierung erfolgt zudem durchgängig, im wörtlichen Sinn in jeder Silbe. Selbst wenn dialektale Merkmale sekundär sozial stigmatisierend wirken, eine stilistische Funktion erhalten oder zur völlig unmarkierten Mündlichkeit werden, bleiben sie, jedenfalls für den Linguisten, als ‘eigentlich’ diatopisch identifizierbar; d.h. die diatopische Markierung ist in gewisser Hinsicht dem Merkmal inhärent.

Ob es analog dazu inhärente, primär diastratische Markierungen gibt, ist zu bezweifeln. Die Merkmale als solche definieren sich in der Regel über ihren Abstand von Standard, der allerdings im Unterschied zum dialektalen Abstand mit klaren Wertungen, d.h. mit ‘Korrektheit’ bzw. ‘Unkorrektheit’ assoziiert wird. Diese Wertungen erfolgen nicht nur ‘von oben nach unten’ gemäß dem Kriterium fehlender Korrektheit, sondern auch in umgekehrter Richtung: Das vollkommen standardkonforme Sprechen wird ‘von unten nach oben’ durchaus nicht als unmarkiert und neutral, vielmehr ebenfalls als sozial markiert wahrgenommen und zwar im Sinne schwer erreichbarer und beneidenswerter Korrektheit (vgl. Pustka 2007 zum Pariser Französisch). Diastratische Markiertheit ist in hohem Maße von einzelnen sozialen Gruppen abhängig und von vornherein keineswegs für die gesamte Sprechergemeinschaft einer historischen Sprache anzunehmen. Das heißt aber, dass der Standardbegriff als solcher auch in der sozialen Dimension der Variation verankert ist – und nicht nur in der Nähe-Distanz-Dimension. Zu berücksichtigen ist darüber hinaus, dass die soziale Markierung (wiederum im Unterschied zur diatopischen) nie durchgängig erfolgt, sondern ausschließlich in Einzelmerkmalen greifbar wird. Deshalb ist es auch nicht möglich, ‘einen Soziolekt’ zu sprechen; eine Ausdrucksweise ist allenfalls soziolektal gefärbt. Somit steht die kategoriale Unabhängigkeit diastratischer Varietäten (d.h. der Soziolekte) in Frage.

Zweifellos am schwersten zu fassen ist die Diaphasik, die nicht selten die Funktion einer Restkategorie hat. Völlig unabhängig vom zu Grunde gelegten Stilbegriff lässt sich immerhin das Folgende sagen: Ganz ähnlich wie im Fall der Diastratik spielt die inhärente Markiertheit kaum eine Rolle. Im Unterschied zur Diastratik steht dagegen die Abhängigkeit vom spezifischen, oft singulären situativen und diskursiven Kontext – vom Sprechereignis – im Vordergrund. So gilt etwa das fr. *bagnole* in Situationen der kommunikativen Distanz als ‘populaire’, in Situationen der kommunikativen Nähe hingegen ‘nur’ als ‘familier’ (Koch/Oesterreicher 2001).

Diese besondere Bedingung der Diaphasik steht hinter der dichotomen Unterscheidung zwischen *variation according to user* einerseits und *variation according to use* andererseits, die durch Halliday/McIntosh/Stevens 1964 bekannt wurde. Hier werden die diatopische und diastratische Dimension zusammengeführt (*according to user*), weil der Sprecher durch sie weithin unwillkürlich konditioniert wird. Andererseits gibt es einen weiten Horizont sprachlicher Variation, der durch den Sprecher willkürlich, nach Maßgabe der aktuellen kommunikativen Erfordernisse, durch aktive Wahl der gebrauchten Varianten gesteuert wird (*according to use*); diese Variation entspricht im Wesentlichen der Diaphasik (und dem Nähe-Distanz-Kontinuum). Die entsprechenden Varianten werden durch den Sprecher in Konkurrenz zu anderen Ausdrucksmöglichkeiten abgerufen, was mal mehr und mal weniger bewusst geschieht.

Doch wie bereits angedeutet bleibt nicht nur die Frage nach der diasystematischen Markierung einzelner Varianten, sondern auch die nach der Beschaffenheit der Varietäten selbst in der romanistischen Varietätenlinguistik unklar. Auch hier deutet sich in der Diatopik eine Lösung an. Wie Gauchat bereits 1903 feststellt, ist das, was Sprachwissenschaftler *Dialekte* nennen, nicht in den Produktionsdaten selbst, sondern vielmehr in den Köpfen der Sprecher anzutreffen:

Ein unrichtiges Verfahren ist es ferner, wenn man zuerst eine Definition aufstellt und erst nachher sucht, ob so ein Ding vorhanden sei. Das hat man aber tatsächlich mit den Dialekten getan. Man hat gesagt, ein Dialekt müsse charakteristische Merkmale enthalten, die sonst nirgends vorkommen, er müsse von den Nachbardialekten durch ein an ganz bestimmten Orten durchgehendes Zusammenfallen mehrerer (wenigstens zweier) Lautgrenzen deutlich geschieden sein. Innerhalb des Dialekts müsse eine ungetrübte lautliche Einheit herrschen. Da dies nicht vorkomme, gebe es keine Dialekte. (...)

Trotzdem besitzen alle Angehörigen eines Dialekts etwas Gemeinschaftliches, *an dem man sie erkennt*, das in ihnen, wenn sie in der Fremde zusammentreffen, *ein freudiges Heimatgefühl weckt*. (Gauchat 1903: 96; Hervorhebung Th.K./E.P.)

Nimmt man diese Bemerkung ernst und macht sich auf die Suche nach den Dialekten in den Köpfen der Sprecher, so kommt man einerseits schnell zu dem Schluss, dass hier wohl eher Kontinua mit prototypenhaften Verdichtungen als klare Dialektgrenzen vorliegen (Pustka 2009), andererseits, dass diese Repräsentationen je nach Sprecher oder Sprechergruppe verschieden sind (Postlep 2008). Die perzeptive Varietätenlinguistik bietet also eine in ihrer Einfachheit überzeugende Lösung für die Definition von Varietäten, nicht jedoch ein einfaches Resultat in Form einer einzigen Liste der Varietäten des Französischen, Italienischen, Spanischen etc. (wobei es wohlgemerkt nicht nur bei den Benennungen der Varietäten, sondern auch bei den dahinter stehenden Repräsentationen – etwa ihrer Verbreitungsgebiete – Divergenzen und Schwankungen gibt; vgl. Merlan und Pustka in diesem Band).

Aus dem bisher gesagten können nun zwei Prinzipien abgeleitet werden. Das erste betrifft den fundamentalen Unterschied zwischen der Diatopik und den anderen Varietätendimensionen: Aus den Dialekten lässt sich gerade kein gemeinsamer Prototyp ‘der’ Varietät schlechthin ableiten, der sich für die Modellierung aller vier Dimensionen nutzen ließe. Das zweite Prinzip betrifft die kommunikative Relevanz der markierten Merkmale und der Varietäten: Die Markierung sprachlicher Variation als ‘diatopisch’, ‘diastatisch’ bzw. ‘diaphasisch’ ist nur dann kommunikativ relevant, wenn sie durch Sprecher(gruppen) als solche, d.h. als auffälliger Hinweis auf die regionale und/oder soziale Herkunft bzw. auf die situative (Un)Angemessenheit – bewusst oder unbewusst – wahrgenommen wird. Das gilt für die Ebene der einzelnen Merkmale und ist unentbehrlich für deren Hierarchisierung, speziell für die Feststellung sogenannter *Schibboleths*<sup>8</sup>. Es gilt aber nicht weniger für die holistische Identifikation ganzer Varietäten.

---

<sup>8</sup> Unter einem *Schibboleth* versteht man eine wegen ihrer besonderen Prägnanz als charakteristisch perzipierte und möglicherweise sogar exklusive Variante einer Varietät, anhand derer man die soziale oder geographische Herkunft des Sprechers erkennen kann. Das Konzept geht auf einen Abschnitt in der Bibel zurück (Buch der Richter 12, 5-6), in der die Ephraimiten an ihrer Aussprache des Wortes *Schibboleth* (hebräisch ‘Ähre’) mit [ʃ] (statt mit [s]) erkannt werden (Glück 2000, 603).



Je nach Schärfe und Klarheit der Repräsentation dieser Varietäten (sowie ihrer außersprachlich motivierten Bedeutung) verfügen die Sprecher über spezielle Benennungen, die nicht selten von den in der Linguistik üblichen Bezeichnungen abweichen. Meist wird dafür auf den alltagssprachlichen Ausdruck *Akzent* zurückgegriffen. Im Französischen sind beispielsweise die Bezeichnungen *accent pointu*, *accent Marie-Chantal*, *accent chti* lexikalisiert (Pustka 2008), im Italienischen *romano*, *romanesco*, *romanaccio* (Bernhard 1998). Aber auch Verben werden zu diesem Zwecke herangezogen, z.B. Antillenfranzösisch *broder*, *rouler* (vgl. Bellonie in diesem Band), dt. *sächseln*, *schwäbeln*, it. *toscaneggiare*, *sicilianeggiare*. Selbst wenn explizite Bezeichnungen fehlen, zeigt sich ein elementares Varietätenbewusstsein oft zumindest in der Fähigkeit, den eigenen *we-code* bzw. den gruppenfremden *they-code* (Gumperz 1976) der Umgebung wiederzuerkennen (vgl. die oben zitierte Beobachtung von Gauchat) und womöglich auch zu imitieren.

#### 4. *Fazit: Der Linguist muss (auch) zuhören*

Es sollte klar geworden sein, dass es weder darum geht, Produktionsdaten gegen Perzeptionsdaten auszuspielen, noch einer naiven und blinden Perzeptionsgläubigkeit das Wort zu reden. In der Tat ist es oft, vor allem in der Syntax, schwierig oder kaum möglich, perzeptive Korrelate des Variantengebrauchs zu finden. Der jeweilige Nachweis ist freilich immer erst zu erbringen und auch im negativen Fall von großer Bedeutung für die Interpretation der Produktionsdaten. Wo jedoch in der Sprecherwahrnehmung Korrelate zu Varietäten vollkommen fehlen, da sollte auch die Linguistik deren Existenz nicht behaupten. Aus dieser Sicht völlig abwegig erscheint der Versuch, im dialektalen Kontinuum über das Sprecherwissen hinweg eigenständige 'Sprachen' abzugrenzen, wie es z.B. im Fall des Frankoprovenzalischen oder Rätoromanischen (im Sinne einer Zusammenfassung von Bündnerromanisch, Dolomitenladinisch und Friaulisch) geschehen ist. Beide führen ja in manchen Handbüchern der Romanistik immer noch ihr Schattendasein (Gabriel/Meisenburg 2007, 52ff.).

Zur Selbstverständlichkeit muss dagegen die komplementäre Analyse von sprachlichen Realisierungen und Repräsentationen werden (vgl. Abb. 1): Das hier skizzierte Programm zielt darauf ab, die Kategorien, mit denen die Sprecher selbst die

ihnen mehr oder weniger vertraute und kommunikativ erlebte sprachliche Variation mental verarbeiten, in sprachwissenschaftliche Kategorien zu übersetzen. Um die beiden epistemologisch klar getrennten Ebenen des Laien und Experten auch terminologisch auseinander zu halten, bietet sich die auf Kenneth Lee Pike zurückgehende Opposition ‘emischer’ vs. ‘etischer’ Begriffe an: Ethische Konzepte werden von außen an das soziale ‘Objekt’ herangetragen und emische Konzepte entwickeln sich in der sozialen Wirklichkeit der involvierten Personen selbst.

External versus internal view: Descriptions or analyses from the etic standpoint are ‘alien’ in view, with criteria external to the system. Emic descriptions provide an internal view, with criteria chosen from within the system. They represent to us the view of one familiar with the system and who knows how to function within it himself. (Pike <sup>2</sup>1967 [1954], 38)<sup>9</sup>

Das Begriffspaar ist von grundsätzlicher Bedeutung und hat daher schnell Eingang in ganz unterschiedliche Geistes- und Sozialwissenschaften gefunden.<sup>10</sup> Allerdings wird nicht immer mit der nötigen Klarheit gesehen, dass die Assoziation der ‘Innenperspektive’ mit dem Laienwissen und der ‘Außenperspektive’ mit dem Expertenwissen zwar naheliegt, aber leicht in die Irre führt. Denn es handelt sich um zwei unterschiedliche Oppositionen, die theoretisch unbedingt auseinander zu halten sind. Die systematische Innensicht der Phonemik (oder Phonologie), aus deren Namen Pike das Adjektiv *emic* ursprünglich abgeleitet hat, ist ja beispielsweise nicht weniger wissenschaftlich als die Außensicht der Phonetik, auf deren Bezeichnung analog *etic* zurückgeführt werden kann.

<sup>9</sup> Vgl. allgemein Headland/Pike/Harris 1990 und im romanistischen Kontext Iannàcaro/Dell’Aquila 2001, 277, Anm. 5.

<sup>10</sup> Vgl. etwa Bemerkung von Geertz 1974: „The formulations have been various: ‘inside’ versus ‘outside’, or ‘first person’ versus ‘third person’ descriptions; ‘phenomenological’ versus ‘objectivist’, or ‘cognitive’ versus ‘behavioral’ theories; or, perhaps most commonly ‘emic’ versus ‘etic’ analyses, this last deriving from the distinction in linguistics between phonemics and phonetics, phonemics classifying sounds according to their internal function in language, phonetics classifying them according to their acoustic properties as such. But perhaps the simplest and most directly appreciable way to put the matter is in terms of a distinction formulated, for his own purposes, by the psychoanalyst Heinz Kohut, between what he calls ‘experience-near’ and ‘experience-distant’ concepts.“ (Geertz 1974, 28)

	systemimmanente Kategorien	systemübergreifende Kategorien
Laie/Sprecher	(I) emisch (autorepräsentativ)	(III) etisch (heterorepräsentativ)
Experte/Linguist	(II) emisch (einzelsprachlich)	(IV) etisch (universal, typologisch)

Abb. 2: Vier epistemologische Kategorien

Illustrativ ist in diesem Zusammenhang das Konzept der ‘Grenze’. Sowohl die räumliche Abgrenzung einzelner Varietäten, insbesondere benachbarter Dialekte, wie auch die Festlegung der Dialekt-Standard-Schwelle auf einem Kontinuum ist allein auf der Basis sprachlicher Merkmale, ohne Berücksichtigung der Perzeption unmöglich. Die alte Frage nach der Existenz von Dialektgrenzen ist wissenschaftsgeschichtlich gesehen ein *dialogue de sourds*, der auf der unreflektierten Vermischung von etisch-wissenschaftlich begründeter Ablehnung (IV) und etisch-laienhafter Evidenz (III) mancher Grenzen beruht. In der Tat wird nicht jede Isoglosse und auch nicht jedes vermeintliche Isoglossenbündel vom Sprecher als Grenze wahrgenommen. Anderen Isoglossen-(bündeln) entsprechen jedoch sehr wohl prägnante Wahrnehmungsgrenzen, die im Übrigen historischen Wandlungen unterliegen und sich darüber hinaus bei den Sprechergruppen beiderseits der Grenzen durchaus asymmetrisch darstellen können. So perzipieren beispielsweise Katalanen heute, d.h. konditioniert durch die seit einer Generation fest etablierte katalanische Standardsprache, eine klare aragonesisch-katalanische Sprachgrenze, wohingegen Aragonesen eher ein Kontinuum wahrnehmen (Postlep 2008).

Die große theoretische Herausforderung besteht also darin, die etablierten Kategorien der Varietätenlinguistik (die als vergleichende Disziplin nur etisch sein kann), wie zum Beispiel die dialektologische Kategorie der ‘Grenze’ (IV), nicht einfach auf die Ergebnisse perzeptions- und repräsentationsorientierter Erhebungen des Laienwissens zu projizieren, um sie dort wiederzufinden. Vielmehr ist eine systematische Fundierung der Varietätenlinguistik im Laienwissen erforderlich, die mit der geometrischen Architektur der vier Dimensionen und den darin *a priori* vorgesehenen Varietäten nur bedingt vereinbar ist. So wäre ein monodimensionaler, nur in der Diatopik begründeter und iso-

glossenbasierter Grenzbegriff (IV), der die historisch-territoriale Existenz von Standardsprachen vernachlässigt, für die aktuelle Beschreibung des romanischen Pyrenäenraums unangemessen. Standardsprachen produzieren in ihrem Territorium auf ganz selbstverständliche Art die emische Kategorie der Zusammengehörigkeit (I) und damit die kollektive Überzeugung, eine gemeinsame Sprache zu sprechen.

Die Verwirrung stiftende Vermischung der vier Kategorien beruht in der Regel wohl darauf, dass Linguisten ja gleichzeitig unweigerlich immer auch Sprecher sind, selbst dann, wenn sie nicht im methodologischen Sinn als ‘teilnehmende Beobachter’ agieren. In besonderem Maße gilt dies, wenn sie sich mit ihrer Erstsprache und darin mit ihrem eigenen Dialekt befassen und sich von der intuitiven Sicherheit ihres eigenen, emischen Sprecherwissens (I) leiten lassen – anstelle auf die Existenz dieser Repräsentationen explizit hinzuweisen und diese systematisch und methodisch kontrolliert bei einer Vielzahl von Sprechern zu erheben. Laienwissen ist, mit anderen Worten, *de facto* immer schon in die Varietätenlinguistik eingeflossen; in diesem Sinn ist diese Disziplin bis zu einem gewissen Grad bereits perzeptiv fundiert, wenngleich in methodisch unkontrollierter Weise. Nicht emphatische Neubegründung, sondern Klärung, Transparenz und systematische Aufwertung der perzeptiven Komponente sind gefordert.



## 5. Bibliographie

- Achard-Bayle, Guy/Paveau, Mari-Anne (Hrsg.) (2008): *Linguistique populaire?* (= *Pratiques* 139/140).
- Armstrong, Nigel/Boughton, Zoë (1998): „Identification and evaluation responses to a French accent: some results and issues of methodology“, in: *Revue Parole* 5/6, 27-60.
- Bernhard, Gerald (1998): *Das Romanesco des ausgehenden 20. Jahrhunderts: variationslinguistische Untersuchungen*, Tübingen: Niemeyer.
- Berruto, Gaetano (2002): „Sul significato della dialettologia percettiva per la linguistica e la sociolinguistica“, in: Cini/Regis (Hrsg.), 341-360.
- Boomershine, Amanda (2006): „Perceiving and processing dialectal variation in Spanish: An exemplar theory approach“, in: Face, Timothy L./Klee, Carol A. (Hrsg.): *Selected Proceedings of the 8th Hispanic Linguistics Symposium*, Somerville: Cascadilla Proceedings Project.
- Bourdieu, Pierre (2001): *Langage et pouvoir politique*, Paris: Éditions du Seuil (erweiterte 2. Auflage von [1982]: *Ce que parler veut dire*, Paris: Fayard).
- Canobbio, Sabina/Iannàccaro, Gabriele (Hrsg.) (2000): *Contributo per una bibliografia sulla dialettologia percettiva*, Alessandria: Dell’Orso.
- Chomsky, Noam (1965): *Aspects of the Theory of Syntax*, Cambridge (Mass.): MIT Press.
- Chomsky, Noam [1980] (2005): *Rules and Representations*, New York: Columbia University Press.
- Cini, Monica/Regis, Riccardo (Hrsg.) (2002): *Che cosa ne pensa oggi Chiaffredo Roux? Percorsi della dialettologia percettiva all’alba del nuovo millennio*, Alessandria: Dell’Orso (= ALEPO Atlante Linguistico ed Etnografico del Piemonte Occidentale 6).
- Coseriu, Eugenio (1988): *Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft*, Tübingen: Francke.
- Culioli, Antoine (1968): *Pour une linguistique de l’énonciation. Opérations et représentations*, Paris: Ophrys.
- D’Agostino, Mari (Hrsg.) (2002): *Percezione dello spazio e spazio della percezione*, Palermo: Centro di Studi Filologici e Linguistici Siciliani (= *Materiali e ricerche*, 10).
- Díaz-Campos, Manuel/Navarro-Galisteo, Inmaculada (2009): „Perceptual Categorization of Dialect Variation in Spanish“, in: Collentine, Joseph et al. (Hrsg.), *Selected Proceedings of the 11th Hispanic Linguistics Symposium*, Somerville, MA: Cascadilla Proceedings Project, 179-195.
- Dorsch, Friedrich (<sup>15</sup>2009): *Psychologisches Wörterbuch*, hrsg. von Hartmut Häcker, Bern usw.: Huber.
- Durkheim, Émile (1898): „Représentations individuelles et représentations collectives“, in: *Revue de Métaphysique et de Morale* VI, 2-22.
- Flydal, Leif (1952): „Remarques sur certains rapports entre le style et l’état de langue“, in: *Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap* 16, 241-258.
- Gabriel, Christoph/Meisenburg, Trudel (2007): *Romanische Sprachwissenschaft*, Paderborn: Fink.
- Gadet, Françoise (2003): *La variation sociale en français*, Paris: Ophrys.

- Gauchat, Louis (1903): „Gibt es Mundartgrenzen?“, in: *Archiv für das Studium der Neueren Sprachen und Literaturen* 111, 345-403.
- Gauger, Martin (1976): *Sprachbewußtsein und Sprachwissenschaft*, München: Piper.
- Geeraerts, Dirk/Cuyckens, Hubert (Hrsg.) (2007): *The Oxford Handbook of Cognitive Linguistics*, Oxford: Oxford University Press.
- Geertz, Clifford (1974), „‘From the Native’s Point of View’. On the Nature of Anthropological Understanding“, in: *Bulletin of the American Academy of Arts and Sciences* 28.1, 26-45 (dt. in: Geertz [1987], *Dichte Beschreibung*, Frankfurt am Main, 289-309).
- Glück, Helmut (2000): *Metzler-Lexikon Sprache*, Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Grootaers, Wilhelm A. (1959): „Origin and Nature of the Subjective Boundaries of Dialects“, in: *Orbis* VIII.2, 345-384.
- Gueunier, Nicole (1997): „Représentations linguistiques“, in Moreau, Marie-Louise (Hrsg.): *Sociolinguistique*, Liège: Mardaga, 246-252.
- Gumperz, John Joseph (1976): „The Sociolinguistic Significance of Conversational Code-Switching“, in: Cook-Gumperz, Jenny/Gumperz, John Joseph (Hrsg.), *Papers on Language and Context*, University of Berkeley LBRL Paper Nr. 46, 1-46.
- Halliday, Michael Alexander Kirkwood/McIntosh, Angus/Strevens, Peter (1964): *The Linguistic Sciences and Language Teaching*, London: Longman.
- Hambye, Philippe/Simon, Anne-Catherine (2004): „The Production of Social Meaning Via the Association of Variety and Style: A Case Study of French Vowel Lengthening in Belgian“, in: *Journal of Canadian Linguistics* 49, 397-421.
- Hauchecorne, Fabrice/Ball, Rodney (1997): „L’accent du Havre: un exemple de mythe linguistique“, in: *Langage et Société* 82, 5-26.
- Headland, Thomas/Pike, Kenneth Lee/Harris, Marvin (1990): *Emics and Etics: The Insider/Outsider Debate*, Newbury Park: Sage.
- Iannàccaro, Gabriele/Dell’Aquila, Vittorio (2001): „Mapping languages from inside: notes on perceptual dialectology“, in: *Social & Cultural Geography* 2, 265-280.
- Jakobson, Roman/Fant, Gunnar/Halle, Morris (1952): *Preliminaries to speech analysis: The distinctive features and their correlates*, Cambridge: Acoustics Laboratory, MIT (Technical Report 13).
- Kabatek, Johannes (1996): *Die Sprecher als Linguisten. Interferenz- und Sprachwandelphänomene dargestellt am Galicischen der Gegenwart*, Tübingen: Niemeyer.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1990): *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch*, Tübingen: Niemeyer.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (2001): „Gesprochene Sprache und geschriebene Sprache/Langage parlé et langage écrit“, in: Holtus, Günter/Metzeltin, Michael/Schmitt, Christian (Hrsg.), *Lexikon der Romanistischen Linguistik*, Band I.2, Tübingen: Niemeyer, 584-627.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (2007): *Lengua hablada en la Romania: Español, Francés, Italiano*, Madrid: Gredos (zweite verbesserte und erweiterte Auflage von Koch/Oesterreicher 1990).
- Krefeld, Thomas (2005): „Sprachbewußtsein, Varietätenlinguistik – und Molière“, in: Jacob, Daniel/Krefeld, Thomas/Oesterreicher, Wulf

- (Hrsg.), *Sprache, Bewußtsein, Stil – Theoretische und historische Perspektiven*, Tübingen: Narr, 155-166.
- Krefeld, Thomas (2007): „Dal punto diatopico alla diatopia del punto: una prospettiva promettente“, in: Raimondi, Gianmario/Revelli, Luisa (Hrsg.), *La dialectologie aujourd’hui. Atti del convegno internazionale «Dove va la dialettologia?»*, Alessandria: Edizioni dell’Orso, 37-50.
- Krefeld, Thomas (2008): „Räumlich fundierte Varietätenlinguistik – eine Option und ihre Geschichte“, in: Bernhard, Gerald/Siller-Runggaldier, Heidi (Hrsg.), *Sprache im Raum – Raum in der Sprache*, Frankfurt usw.: Peter Lang, 91-105.
- Krefeld, Thomas (2009): „La modellazione dello spazio comunicativo al di qua e al di là del territorio nazionale“, in: Berruto, Gaetano et al. (Hrsg.), *Lingua, cultura e cittadinanza in contesti migratori. Europa e area mediterranea*, Perugia: Guerra Ed., 33-44 (= Atti dell’8. Congresso dell’Associazione Italiana di Linguistica Applicata, Malta 21-22 febbraio 2008).
- Kuiper, Lawrence (1999): „Variation and the Norm – Parisian Perceptions of Regional French“, in: Preston (Hrsg.), 243-263.
- Labov, William (1972): *Sociolinguistic Patterns*, Oxford: Blackwell.
- Lameli, Alfred (2009): „Die Konzeptualisierung des Sprachraums als Teil des regionalsprachlichen Wissens“, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 37, 125-156.
- Long, Daniel/Preston, Dennis (Hrsg.) (2002): *Handbook of Perceptual Dialectology*, Band 2, Amsterdam: Benjamins.
- Pike, Kenneth L. (<sup>2</sup>1967): *Language in relation to a unified theory of the structure of human behavior* (zweite überarbeitete Auflage), Den Haag/Paris: Mouton & Co.
- Pisoni, David/Remez, Robert (2005) (Hrsg.): *The Handbook of Speech Perception*, Malden: Blackwell.
- Postlep, Sebastian (2008): *Zwischen Huesca und Lérida: Perzeptive Profilierung eines diatopischen Kontinuums* (unveröffentlichte Dissertation, LMU München).
- Preston, Dennis (1982): „Perceptual dialectology: Mental maps of United States dialects from a Hawaiian perspective“, in: *Working Papers in Linguistics* 14.2, 5-49.
- Preston, Dennis (1989): *Perceptual dialectology – nonlinguist’s views of areal linguistics*, Dordrecht: Foris.
- Preston, Dennis (Hrsg.) (1999): *Handbook of Perceptual Dialectology*, Amsterdam, Band 1, Amsterdam: Benjamins.
- Preston, Dennis/Niedzielski, Nancy (2000): *Folk Linguistics*, Berlin/New York: de Gruyter.
- Pustka, Elissa (2007): *Phonologie et variétés en contact. Aveyronnais et Guadeloupéens à Paris*, Tübingen: Narr.
- Pustka, Elissa (2008): „accent(s) parisien(s) – Auto- und Heterorepräsentationen stadtsprachlicher Merkmale“, in: Krefeld, Thomas (Hrsg.): *Sprachen und Sprechen im städtischen Raum*, Frankfurt am Main usw.: Peter Lang, 213-249.
- Pustka, Elissa (2009): „A prototype-theoretic model of Southern French“, in: Beeching, Kate/Armstrong, Nigel R./Gadet, Françoise (Hrsg.), *Sociolin-*

- guistic Variation in Contemporary French*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 77-94.
- Rensink, W. (1955): „Dialectindeling naar opgaven van medewerkers“, in: *Amsterdam Dialectbureau Bulletin* 7, 20-23.
- Söll, Ludwig (<sup>3</sup>1985): *Gesprochenes und geschriebenes Französisch*, Berlin: Schmidt.
- Woehrling, Cécile/Boula de Mareüil, Philippe (2006): „Identification d’accents régionaux en français: perception et catégorisation“, in: *Bulletin PFC* 5, 89-102.